


Nr. 239. Bromberg, den 10. Dezember 1926.

# Der Pojaz.

## Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**



(23. Fortsetzung. 

Die Mutter erschrak, als sie ihn in Tränen fand, aber ihm mußte wohl zumute sein — wie ein Leuchten lag es über dem abgezehrten Antlitz. Sie tat keine Frage und setzte sich still mit ihrer Näharbeit in eine Ecke. Er blätterte in dem Büchlein, las da und dort, ließ es in den Schoß sinken und nahm es wieder auf. Dabei gewahrte er, was er bisher nie bemerkt, daß die beiden Blätter zwischen Deckel und Titelblatt zusammengeklebt waren. Der Klebstoff haftete nur am Rande; nachdem er diesen vorsichtig abgelöst, lag das bisher verborgene Blatt frei. Es wies drei Eintragungen in hebräischer Schrift und Sprache. Die Tinte war vergilbt, aber er konnte sie noch deutlich lesen.

Da stand zunächst in großen, etwas unbeholfenen Schriftzügen geschrieben: „Dieses fein gedruckte und schön gebundene Buch habe ich, Sender, Sohn des Abraham, aus der Schar der Leviten, der ich ein Kaufmann bin in der Stadt der Verbannung, Kowno geheißen, am heutigen Tage gekauft für meinen geliebten, einzigen Sohn Mendele zu seinem sechsten Geburtstage. Gottes Gnade ist mit mir gewesen, möge sie doppelt über meinem Sohne walten. Am 5. des Monats Adar im Jahre 5561 nach Erschaffung der Welt*).“

Darunter war in feinen, phantastisch verschnörkelten Zügen zu lesen: „Ich, Mendele, Sohn des Sender, aus der Schar der Leviten, der ich ein unsteter und habeloser Mann bin, schenke dies Buch jenem, der es nach meinem Tode an meiner Brust findet und mein sterblich Teil barmherzig der Erde zurückgibt nach der Väter Weise. Wer immer es sei, er ist ein Glücklicherer als ich. Gottes Gnade habe ich verwirkt, dir, Unbekannter, möge sie leuchten. Auf der Wanderschaft im Lande der Verbannung, Ungarn geheißen, am 8. des Monats Tischri, am Vortag des Versöhnungstages im Jahr 5590 nach der Erschaffung der Welt*).“

Darunter aber hatte dieselbe Hand gesetzt: „Am 16. des Monats Ab im Jahre 5592**). Den Verzweifelten richtet Er auf und begnadigt den Verurteilten. Er hat mir ein Weib gegeben und seinen Schoß geöffnet. Dieses Büchlein soll meinem Kinde gehören — es ist das einzige, was ich ihm vermachen kann. Aber da ich nun weiß, wie gnädig der Herr ist, so weiß ich auch, daß dies Büchlein meinem Kinde zum Segen sein wird.“

Der Jüngling las diese Zeilen einmal und dann wieder — es mochte in seiner Stimmung liegen, daß sie ihn tief ergriffen.

„Mutter“, fragte er, „wie hat der Verwandte, dem dies Büchlein früher gehört hat, geheißen?“

„Warum fragst du?“ erwiderte sie unbefangen, da sie seine Entdeckung nicht ahnte, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

„Am Ende war's dieser Mendele selbst“, sagte er. „Du hast wohl auch das zusammengeklebte Blatt nie beachtet. Sieh her, was da geschrieben steht.“

Ihr gerann das Blut zu Eis. Ihr Blick drohte sich zu verdunkeln. Sie hatte das Blatt einst sorglich zugeklebt die Inschrift herauszuschneiden, hatte sie nicht übers Herz gebracht.

„Hörst du nicht?“ fragte er, als sie still blieb, und suchte den Kopf nach ihr zu wenden.

„Doch!“ murmelte sie. „Das Blatt . . . Was — was steht denn da geschrieben?“

Er las es ihr vor.

„Der arme Mann!“ fügte er bei. „Eine so schöne Schrift — er mag nicht ungelehrt gewesen sein . . . Und das Büchlein war das einzige, was er seinem Kinde vermachen konnte . . . Hast du ihn gekannt?“

Noch immer war ihr die Kehle wie zugeschnürt. „Nein!“ erwiderte sie endlich. „Ich hab' das Büchlein von einem verstorbenen Vetter,“ fügte sie dann hastig hinzu. „Ich habe es ehrlich erworben.“

„Natürlich!“ erwiderte er. „Ob aber jener Vetter? Vielleicht hat er das Kind dieses Mendele um seinen einzigen Besitz gebracht! Und er war wertvoll, eines Vaters Segen wiegt schwer.“

Frau Rosels Haupt war tief auf die Brust gesunken. „Mein Herr und Gott,“ betete sie, „wenn es eine Sünde ist, daß er nichts von seinem Vater weiß, so laß nur mich dafür büßen.“

Sender aber fuhr nach einer Weile fort: „Mutter, du hast ja ein frommes Herz, du wirst gewiß einverstanden sein. Wer im Zweifel ist, ob er nicht fremdes Gut besitzt, muß etwas zu frommen Zwecken spenden. Ich hab' das Büchlein nun schon so lang — und wo wär' auch das Kind jenes armen Mannes zu suchen? Aber wir wollen in der Schul' eine Kerze für seine Seele anzünden lassen. Vor mehr als zwanzig Jahren ist dies letzte geschrieben, da wird er wohl tot sein. Gott laß ihn in Frieden ruhen.“

„Amen!“ rief Frau Rosel — ihr war's, als fiele eine Zentnerlast von ihrer Brust — „Amen!“ —

„Mir scheint, er ahnt noch immer nichts,“ sagte sie ihrem Vertrauten, dem Marschallik, als er sich wieder bei ihr einfand. „Aber mir ist's doch sehr bang . . . Soll ich ihm nicht morgen Luisers neue Vorladung geben? Dann wären seine Gedanken wenigstens vom ersten Anzeichen abgelenkt.“

„Behüte!“ rief Türkischgelb. „Das brächte ihn erst recht zum Grübeln darüber. Die Sach' will so leicht wie möglich behandelt sein, wenn so ganz zufällig die Red' darauf kommt und mit allem übrigen zusammen. Das laßt mich machen, sobald ich's für gut halte. Jetzt müssen sich seine armen Lungen noch ausschnaufen und auch die Seel' des Menschen, Frau Rosel, auch die Seel' hat Lungen, die das nötig haben . . . Es ist nur deswegen, daß ich warte, denn jetzt hab' ich auch die Antwort auf jede Frage, die er stellen kann.“

Er stemmte die Arme in die Seiten und blickte sie triumphierend an.

„Ja!“ rief sie freudig. „Und die Sach' mit Dovidl macht Euch keiner nach. . . . Soll ich nun zu ihm hingehen?“

„Nein. Er bekommt die Kollektur und muß Sender haben. Jeder Tag länger macht den Monatslohn größer.“

Schon war etwa eine Woche seit dieser Unterredung verstrichen und noch immer hielt es der Marschallik nicht an der Zeit, eingehend mit Sender zu sprechen. „Ausschnaufen lassen“, wiederholte er immer wieder, „er wird schon selbst zu reden anfangen, wenn ihn etwas drückt.“

---

*) 1801.
*) 1829. **) 1831.

Aber das tat Sender nicht, und wirklich empfand er kaum allzu große Sorgen und Kümmernisse, auch nachdem er wieder zu voller Klarheit über das Geschehene gekommen. Das unendlich wohlige Gefühl des Genesens, das Bewußtwerden der jugendlichen Kraft, die ihm gleichsam aus diesen Frühlingsdüften in die Adern zurückströmte, ließen keine düsteren Gedanken in ihm aufkommen. Aber auch an sich schien ihm nun seine Lage nicht gar so schlimm. Er war wieder gesund, die Gefahr, Soldat zu werden, für immer vorüber; im nächsten Januar aber harrte seiner sein Gönner, warum sollte er verzweifeln? Der Rabbi wußte nun um seine heimlichen Kenntnisse, gar so groß schien ja sein Zorn nicht, aber angenommen, daß er's war und die Gemeinde ähnlich dachte, so mußte das eben getragen sein, bis die Erlösungsstunde schlug. Allzu schlimm konnte es ja nicht werden, so lang die Mutter und der alte Freund in herzlicher Liebe zu ihm standen, und wenn er sich auch keiner Täuschung darüber hingab, daß die rührende Güte, mit der sie ihm nun begegneten, vor allem dem Genesenden galt, etwas davon blieb ihm auch für die gesunden Zeiten gewiß. Ob ihn Jossele wieder aufnehmen würde, war ihm freilich sehr zweifelhaft, aber wo nicht, dann fand ihm sein findiger Beschützer vielleicht ein anderes Stücklein Brot, und im schlimmsten Falle mußte er sich eben bis zum Januar von der Mutter ernähren lassen. Dieser Gedanke erschreckte ihn auch nicht allzu sehr, er war ja der Sohn eines Stammes, dem die schwersten Opfer der Eltern für ihre Kinder etwas Selbstverständliches sind. Aber ebenso selbstverständlich ist diesem Stamme die dankbare Treue der Kinder für die Eltern, das vierte Gebot wird nirgendwo auf Erden so heilig gehalten, wie im Ghetto des Ostens — und wie konnte er davor bestehen?! „Es muß ja sein," sagte er sich und malte sich aus, welch behagliches und ehrenreiches Alter er der Mutter bereiten würde. Gleichwohl wollte sein Gewissen nicht schweigen, und dieser Selbstvorwurf war die einzige, wahrhaft peinliche Empfindung, die ihn in diesen Tagen erfüllte. Hingegen dachte er an jenen fremden Namen im Ladungsschein kaum mehr, geschweige denn, daß ihn dieser Umstand mit Unruhe erfüllt hätte — das war irgend ein Versehen, das sich sicherlich harmlos genug erklärte — was konnte es auch anderes sein? Höchstens, daß er sich, wenn es ihm beifiel, sagte: „Ich muß die Mutter bitten, daß sie es richtig stellen läßt." Aber das hatte ja Zeit, ebenso Zeit wie zu erfahren, wie ihm Rabbi Manasse gesinnt war.

Etwas anderes aber hätte er allerdings gern gewußt: ob die Mutter die Bücher in seiner Lade entdeckt. Aber zu fragen wäre ja Torheit gewesen; es brachte sie vielleicht erst auf die Spur. Er mußte warten, bis er kräftig und schwindelfrei genug war, um die steile, hohe Leiter zu seiner Kammer emporzuklimmen.

Endlich — es war in den ersten Tagen des Mai — fühlte er sich dazu im stande, schlich sich eines Morgens, während die Mutter am Schranken stand, in den Flur und begann die Sprossen emporzusteigen. Aber sie hatte ihn gewahrt und kam hastig nachgestürzt.

„Komm herab!" rief sie angstvoll. „Du fällst ja hinunter!"

„Aber wie denn?" beruhigte er sie. „Ich bin's doch gewohnt."

„Ich fleh' dich an!" rief sie. „Hab' ich nicht genug Angst um dich ausgestanden?"

Daraufhin gab er nach und stieg ab. „Aber morgen mußt du's erlauben," sagte er.

„Darüber reden wir noch," erwiderte sie, klagte dann aber dem Marschallik, als er zur gewohnten Stunde erschien, ihre Not.

„Dann muß ich mit ihm reden," sagte er.

„Aber es wird ihn aufregen," wandte sie angstvoll ein.

„Wenn ich mit ihm red'?" rief er. „Gebt acht, dann dankt er uns noch dafür. Nun gebt mir auch noch Luisers Schein," sagte er.

Sie holte das Schriftstück aus einer Truhe, wo sie es sorglich, in ein Taschentuch eingeschlagen, aufbewahrt. Aber der Marschallik knüllte es zusammen und steckte es dann nachlässig gefaltet in die Brusttasche.

„Was tut Ihr?" rief sie erschreckt.

„Vernünftiges, wie immer," sagte er.

Lächelnd trat er in die Wohnstube und setzte sich zu seinem Schützling.

„Lieber Sender", begann er, „bin ich eine Katz'? Bist du ein heißer Brei? Nein. Haben wir einander lieb? Ja. Also will ich vernünftig und gradaus mit dir reden."

Sender war rot geworden. „Ja", sagte er, „es ist nötig, Reb Itzig. Redet!"

„Das ist aber nicht so nötig", meinte der Marschallik, „als daß du antwortest! Weil ich aber nicht dumm bin, so frag' ich lieber gar nicht nach den Sachen, über die du mir wahrscheinlich doch nicht antworten würdest. Also zum Beispiel, von wem du Deutsch lesen und schreiben gelernt hast?"

Er machte eine Pause.

„Ihr seid wie immer der Klügste", sagte Sender mit verlegenem Lachen, „darauf würd' ich Euch wirklich nicht antworten, wenn Ihr fragen würdet."

Aber trotzdem hielt er wieder inne und blickte Sender erwartungsvoll an.

„Natürlich!" erwiderte dieser.

„Nun aber kommt eine Frag'", fuhr der Marschallik fort. „Betreffen diese Bücher unseren Glauben? Willst du Christ
Betreffen diese Bücher unseren Glauben? Will stdu Christ
werden?"

„Nein!" beteuerte der Pojaz und fuhr erschreckt empor.

Der Marschallik nickte.

„Also du hast dabei einen vernünftigen Zweck und hoffst Nutzen davon zu haben?"

„Ja! Aber was es ist, kann ich Euch heute nicht sagen."

„Sondern wann?"

„Spätestens im Januar."

Der Marschallik blickte ihn forschend an. Sender hielt den Blick aus.

„Gut", sagte der Alte, „du warst bisher immer ein frommer, guter Jung' und ganz klug — ich red' kein Wort mehr darüber, bis du selbst davon anfängst. Was du aber den anderen erzählen willst, ist deine Sach'. Nun aber was anderes, kannst du schon bis zum Januar davon leben?"

Sender verneinte kleinlaut. „Sonst wär' ich ja nicht bei Jossele für einen Gulden monatlich geblieben."

„Dann ist's dir am End' ganz angenehm, daß ich dir was anderes gefunden hab'. Freilich nur um kleinen Lohn, und ob dir die Arbeit recht sein wird, weiß ich auch nicht."

„Mir ist alles recht", erwiderte Sender.

Nun setzte ihm der Marschallik weit und breit auseinander, was er mit Dovidl vereinbart. „Sieben Gulden monatlich. Gestern hab' ich's mit ihm abgeschlossen."

„Reb Itzig", rief Sender jauchzend und faßte seine Hand, „wie soll ich Euch danken?"

„Narrele!" wehrte der Marschallik ab. „Hab' ich's denn deinetwegen allein getan? Auch um den Maklerlohn. Denn daß ich dir's nicht verschweig', auch drei Gulden für mich hab' ich ihm abgedrückt. Es reicht zu einer feinen Jacke für meine Jütte . . . Und dann, vielleicht verträgst du dich mit Dovidl gar nicht, er fährt ja täglich fünfzigmal aus der Haut und zappelt, daß es einem beim Zusehen schwindelt. Aber ich hab' mir gedacht, es ist doch ein Anfang, und immerhin für dich besser, als wenn ich's mit dem Luiser versucht hätt'. Denn der ist gar hoffärtig auf seine Schreiberei, und kann dabei noch weniger als Dovidl. Er kann ja nicht einmal aus der Matrikel einen Ladungsschein schreiben. Ich weiß nicht, ob du's bemerkt hast — du hast in jenem Augenblick größere Sorgen gehabt, du Ärmster — aber er hat dir ja im Ladungsschein einen fremden Namen beigelegt . . . ‚Glatteis' — glaub' ich — hahaha! — ein schönerer ist ihm für dich nicht eingefallen . . . ."

Auch Sender mußte lächeln. „Ich erinnere mich", sagte er.

„Er war ganz bestürzt, wie ich's ihm gesagt hab'", fuhr der Marschallik fort. „Du kannst dir denken, ich hab' ihn auch gehörig damit aufgezogen. ‚Gebt ihn mir zurück,' bittet er. ‚Ich will einen anderen schreiben, es kann mich mein Amt kosten.' Da geb' ich ihm den Schein zurück. ‚Hier — und ein richtiger ist nicht nötig', sag' ich. ‚Die Losung ist vorüber.' Aber er schreibt ihn doch und drängt ihn mir auf. Mir scheint, ich hab' ihn noch bei mir."

Er griff in die Schoßtasche seines Kaftans. „Am End' hab' ich ihn verloren. Na, deshalb erschlägst du mich nicht."

„Gewiß nicht", lachte Sender.

Der Marschallik griff nach der Brusttasche.

„Halt — da ist er! So — da hast du dein Dokument, kauf' dir eine feuerfeste Kasse und leg's hinein."

Sender überflog den Schein.

„Hahaha", lachte er. „‚Friher' — ‚anterer' — geheusen' — in jedem Wort ist ein Fehler."

Türkischgelb blickte ihn ehrfurchtsvoll an.

„So gut Deutsch kannst du schon?" fragte er. „Dann brauchst du am End' keine Bücher mehr?"

„O doch!" rief Sender.

„So? Wozu? Ich rat' dir laß das bleiben. Sonst bekommst du noch Händel mit dem Rabbi. Und ich hab' dich so schwer genug mit ihm ausgesöhnt."

„Also ist's Euch gelungen? Ich dank' Euch herzlich. Sonst hätt' ich ein schweres Leben hier gehabt."

„Aber wie gesagt, leicht war's nicht", fuhr der Marschallik fort. „Du wirst staunen, wie weit ich ihn gebracht hab'. Du wirst ihm einen Besuch machen und dann durch zwei Jahre täglich fünf Psalmen sagen. Ist das nicht fürchterlich?"

Sender lachte laut auf. „Ganz fürchterlich!" rief er.

„Dann hat er noch einen Schwur verlangt, daß du nie mehr ein deutsches Buch anrührst. Aber er sieht ein, daß

jetzt keine Red' mehr davon sein kann. Bei Dovidl mußt du ja die deutschen Gesetze lesen lernen!"

„Natürlich! — Dann ist ja alles in schönster Ordnung."

„Gnädig von dir, daß du das anerkennst. Wirklich, recht gnädig! Aber wie schwer die Sach' war, bedenkst du nicht. Anfangs haben er und die ganze Gemeinde getobt wie die Wahnsinnigen. Er läßt deine Mutter und mich rufen: „Schwört mir, daß keine unheiligen Bücher im Hause sind. Sonst such' ich und verbrenne was ich finde, und von Schonung ist dann nie mehr die Rede." — Da müssen wir doch erst nachsehen", sag' ich. Wir suchen und finden — nun, du weißt ja!"

Er stieß ihn schelmisch in die Rippen. „Deine Mutter war sehr erschrocken, ich aber behalt' ruhig Blut. „Was ist da Schlimmes? Schlimm wär's nur, wenn der Rabbi selbst die Bücher fänd'. Dann kann Sender nicht mehr in Barnow bleiben." Denn, na, Sender —" wieder ein freundschaftlicher Rippenstoß — „dir brauch' ich ja nicht zu sagen, was für Bilder in dem einen Buch waren . . . „Aber, wenn wir sie verbrennen, so erfährt niemand was davon, und für Sender ist's kein Schade", sag' ich."

„O doch!" rief dieser erblassend. „Sind sie verbrannt?"

„O du Weiser!" rief der Marschallik spöttisch. „Entweder waren die Bücher gottlos. Dann war's für dich ein Nutzen. Oder sie waren nicht gottlos. Dann —" er zwinkerte ihn mit den Augen an — „dann gilt doch auch von deutschen Büchern dasselbe wie von hebräischen — sie werden nicht bloß in einem Stück gedruckt, und wer sieben Gulden Monatslohn hat und sich, weil es zu seinem Geschäft gehört, so viele deutsche Bücher, wie er will, kommen lassen kann, kann sie sich nochmals kaufen — oder gar, hehe! schenken lassen. Aber hätten wir sie nicht verbrannt — dann hätt's keine solche Stellung für Sender Kurländer gegeben, und keine sieben Gulden, sondern er wär' zur Stadt hinausgejagt worden. Also — verdienen wir deinen Dank oder nicht?"

„Gewiß," meinte der Jüngling mit etwas sauersüßer Miene, aber doch aufrichtig. In der Tat — der Verlust ließ sich ersetzen.

„So bedank' dich auch bei deiner Mutter dafür!" sagte der Marschallik.

Als es Sender tat, wurden die Augen der alten Frau starr vor Staunen und Bewunderung.

„Reb Itzig", rief sie, „warum hat Euch Gott nicht Minister werden lassen?"

„Weil er weiß", erwiderte er, „daß dazu weniger Verstand gehört als zu einem richtigen Marschallik. Also — morgen bringen wir die Sach' mit dem Rabbi ins reine und nächsten Sonntag trittst du bei Dovidl ein. Frau Rosel, wenn Ihr glaubt, daß ich's verdient hab', so tät' ich um ein Gläsele Met bitten!"

(Fortsetzung folgt.)

---

# Am Golde hängt . . . die Frau.

## Großverdienerinnen in Amerika.

Von E. A. Bratter.

**Die steinreiche Theateragentin. — „Siebenstellige" Frauen. — Bauarchitektinnen und Bankdirektorinnen von Rang und Reichtum. — Die Kaufmannsprinzessin. — Großfarmbesitzerinnen. — Von einer Adressenschreiberin zur Großkapitalistin. — Großmeisterin der Propaganda.**

Die Großverdienerin kann natürlich nur in Amerika zuhause sein, im Lande der Spezialitäten auf allen Gebieten, also auch dem der erwerbenden Frau. Die Amerikaner haben, wie für alle übrigen, so auch für diese Spezialität einen ebenso drastischen wie unübersetzbaren Ausdruck gemünzt „she is a money-getter", d. h. sie ist eine Frau, die es versteht, Geld hereinzukriegen. Solche Frauen gibt es nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch im Ingenieur-, Architekten- und den künstlerischen Berufen. Der scharfe Blick für alle Möglichkeiten des Geldverdienens ist keineswegs eine auf die amerikanischen Männer beschränkte Begabung; mit statistischer Genauigkeit wird bei jeder Volks- und Berufszählung (ein solcher „Zensus" wird drüben alle zehn Jahre aufgenommen) nachgewiesen, daß die Zahl der erwerbenden Frauen stetig erheblich wächst. Und zwar der viel Geld erwerbenden.

Eine recht eigentümliche Nebenerscheinung ist es dabei, daß die meisten amerikanischen Großverdienerinnen Führerinnen der Frauenbewegung sind. Da ist Miß Elizabeth Marbury, die steinreiche Inhaberin einer großen Theateragentur in Neuyork. Die Bauunterehmerin Miß Josephine Chapman hat einige der größen Neuyorker Bauten, darunter einen Riesenpalast im italienischen Stil, für einen Petroleummagnaten gebaut; sie machte sich außerdem dadurch berühmt und — reich, daß sie in den von ihr entworfenen und ausgeführten Wohnhäusern in vorbildlicher Weise den Wünschen der Hausfrauen Rechnung trägt. Miß Alice Dunkin ist gleichfalls eine Architektin und Bauunternehmerin von Rang und Reichtum; sie hat Kirchen und Theater, Spitäler und Musikhallen, Eisenbahnbrücken und Tunnels gebaut. Frau Mollie Fletcher ist Besitzerin und Leiterin eines der größten Warenhäuser Chicagos; sie begann ihre „siebenstellige" Laufbahn (Dollars, bitte!) als kleine Verkäuferin in dem nämlichen Warenhause, das jetzt ihr gehört; heute wird sie von den Chicagoern respektvoll die „Kaufmanns-Prinzessin" benannt, denn jede ihrer Bilanzen schließt mit einem glatten Reingewinn von anderthalb Millionen Dollars. Die größte Obstpflanzung der Welt gehört einer Amerikanerin, der Frau Elsie Buckingham in Kalifornien. Die Schauspielerin Effie de Wolfe, ein vielbewunderter Star, sattelte eines Tages um und eröffnete ein Geschäft für Wohnungsausstattung und Innendekoration; innerhalb weniger Jahre hatte sie einen Kundenkreis erworben, der ihr ein riesiges Jahreseinkommen zu verdienen gibt. Daß die Filmschauspielerin Mary Pickford enorme Gelder einnimmt, ist in aller Welt bekannt. Ein weiblicher Bankdirektor in Chicago hat sich soeben das vierte Haus (Privathaus) bauen lassen. Auch sie ist eine Spezialität, denn ihre Bank hat nur Frauen zu Kundinnen und beschäftigt nur weibliches Personal. Eine schwerreich gewordene Ingenieurin, Beatrice Irwin, hat als Spezialität ein sogenanntes „Filtersystem der Beleuchtung" ersonnen, das sie als eine „neue Wissenschaft der Farbe" auf den Markt gebracht hat. Worin die erste Wissenschaft besteht, entzieht sich meiner Kenntnis, doch weiß ich bestimmt, daß sie eine gute Partie ist.

Eine andere Großverdienerin war die kürzlich verstorbene Frau Richard King; sie besaß enorme Ländereien, die sie allein bewirtschaftete. Wenn sie ihr Wohnhaus verließ, das mitten in ihrem Besitztum liegt, mußte sie dreizehn Meilen fahren, um an das äußerste Ende ihrer Farmen zu gelangen. Frau Annie K. Rickert war mit 17 Jahren eine gänzlich vermögenslose Witwe. Sie ging nach Kalifornien, wo sie auf Goldfeldern arbeitete und nach mehreren Jahren Eigentümerin ergiebiger goldhaltiger Adern wurde. Ihr Glück war so groß, daß sie von den Eingeborenen „Oro Madre", die Goldmutter, genannt wurde. Heute ist sie — unter anderem — Präsidentin einer Eisenbahn. Frau Ella R. Reader begann ihre Laufbahn als Adressenschreiberin in einem kleinen Neuyorker Zeitungsbüro; später wurde sie Leiterin einer der größten Telegramm- und Reporteragenturen Amerikas. Dann ging sie auf die Börse, wo sie sich bald eine dominierende Stellung errang. Sie wurde Großkapitalistin, baute Eisnbahnen, schuf Unternehmungen großen Stils in England, Südamerika und Indien. Mit ihrem Gelde hat sie eine drohende Revolution in Südamerika verhindert, beherrscht sie den Kupfermarkt von Peru, verschaffte sie sich eine große Eisenbahnkonzession vom Sultan von Johore. Eine erfolgreiche Börsenspekulantin größten Stils ist auch Frau Hermann Oelrichs.

Da ist sodann Mrs. Helen Woodward, Reklame-Agentin für schöne Literatur; eine amerikanische Spezialität, die man bei uns nicht kennt und wohl auch nicht recht begreift. Sie steht mit Autoren und Verlegern in Verbindung, und ihre Kunst besteht hauptsächlich darin, Artikel in die Öffentlichkeit zu bringen, in denen Bücher dieser Autoren und Verlagswerke dieser Verleger dem Publikum empfohlen werden, ohne daß der Leser merkt, daß es eigennützige Arbeit ist. In einem kürzlich erschienenen Buche „Through Many Windows" (Durch viele Fenster gesehen) schildert sie ihren Kampf um einen Platz in der Sonne. Denn sie hat ganz unten angefangen und ist heute eine sehr reiche Frau. Sie ist, wie ein Biograph von ihr sagt, eine „emeritierte Großmeisterin der Propaganda", die klügste Priesterin der amerikanischen Gottheit Reklame. Sie kennt den Werbewert geschickt gewählter Adjektive und Interjektionen, kunstvoll aufgebauter Steigerungen, typographischer Kniffe, „sie frißt das grüne Futter aus unseren Geldbörsen, sie versteht es, in uns eine Sehnsucht nach den Werken von Robert Louis Stevenson oder Mark Twain zu erwecken, als wären es ebensoviele Kisten auserlesenen Weines, gekeltert in den privaten Bottichen des Dionysos für eine Week-end-Feier mit Aphrodite". Unter ihren vielen Künsten ist eine der erfolgreichsten die Anpreisung dieses oder jenes Buches als „des Lieblingsbuches" dieses oder jenes berühmten Mannes. Ein Buch von Edgar Saltus z. B. wurde ein „best seller", weil Frau Woodward den Leuten erzählt hatte, es sei die Lieblingslektüre des Präsidenten Harding. Und der boshafte Biograph fährt fort: „Wir wollen annehmen, es würde bekannt, daß der Casanova das Lieblingsbuch des Präsidenten Coolidge (!!) sei: würden da nicht die Pressen Tag und Nacht laufen, um

unerhörte Mengen von Exemplaren dieses klassischen Werkes hervorzubringen?"

Mrs. Woodward versteht, nach ihrem Rufe und ihrem Erfolge zu urteilen, die Psychologie des Geschäfts und der geschäftlichen Werbung aufs beste. Klug wie ihr berufliches Gebaren ist ihre ganze Einstellung zur Welt. Sie urteilt in ihrem Buche darüber sehr nüchtern; ihr ist das praktische Leben ein Spiel, bei dem der Gescheiterte gewinnt, ein Schlachtfeld, aus dem der Hartgesottenere siegreich hervorgeht; er fährt im eleganten Rolls-Royce-Auto durchs Leben, während der Schwache sich an den Omnibus-Halteplätzen anstellt und bescheiden wartet, bis er einen Sitz bekommt. Wer, wie Frau Helene, es versteht, „auf den Schädel des anfänglich Widerstrebenden so lange einzuhämmern, bis er sich sein Nadelgeld aus der Tasche herausziehen läßt und die Werke von Victor Hugo bestellt", der fährt im Rolls-Royce. —

Eine weit jüngere Kollegin der Frau Woodward auf dem Gebiet des Reklamewesens ist die 1908 geborene, von Deutschen abstammende Miß Lillian Eichler, die als Fünfzehnjährige Schreibmaschinistin in einem kaufmännischen Propaganda-Büro wurde und in wenigen Jahren als Mitbesitzerin einer der größten Anzeigen-Agenturen ein Rieseneinkommen erworben hat. Von ihrem Werdegang wird erzählt: „In dem Propaganda-Büro entwickelte sie sehr bald ein Talent für einprägsame Reklame-Schlagworte und Titelzeilen. Einige dieser Schlagworte bewirkten enorme Verkaufserfolge. Sie wurde hochbezahlte Textverfasserin des Propaganda-Büros. Hatte aber als hellsichtiges Menschenkind das Werden der neuen snobistischen „Society" beobachtet und den naiven Hunger der reichen Gesellschaftskreise nach dem „Stil der Vornehmen". Die 16jährige Lillian setzte sich hin und schrieb nebenbei zwei starke Bände „The Bock of Etiquette", sozusagen ein Nachschlagbuch für das ganz feine Benehmen. Es ist ein bißchen lächerlich nach unseren bürgerlichen Begriffen, ein bißchen grotesk, aber es hatte einen durchschlagenden Erfolg: bis Mitte 1926 waren über zwei Millionen Exemplare von diesem Buch verkauft worden. Das ist ein Weltrekord aller Buchauflagen, dem kein anderer auch nur nahekommt. Ihr Profit aus diesem Bucherfolg ist umso größer, weil sie nicht bloß die Autoren-Tantiemen nimmt, sondern als gute „Kaufmänning" ihr Buch auch selbst propagiert und mitvertreibt, sodaß sie auch an den Buchhändler- und Vertriebsprozenten beteiligt ist. Als Achtzehnjährige wurde sie die Leiterin und Mitbesitzerin einer der größten Reklame-Agenturen Amerikas. Sonst ist sie ein richtiges junges Mädchen, tanzt leidenschaftlich gern, schwärmt für Auto-Ausflüge usw. Nur zum — Heiraten hält sie sich noch zu jung und unreif . . .

Die in Europa bekannteste amerikanische Großverdienerin war Frau Hatty Green, berühmt durch ihren fabelhaften Reichtum wie durch ihren unglaublichen Geiz. Sie galt als das größte weibliche Finanzgenie, das es je gegeben hat. Sie kam allerdings schon als Millionärin auf die Welt, aber als sie starb, war ihr Vermögen kaum abzuschen.

Der Zensus von 1920 weist nicht weniger als zweiunddreißig selbständige Unternehmerinnen auf, deren Jahreseinkommen 75 000 Dollars übersteigt. In die Hunderttausende geht die Zahl verdienender Frauen mit einem Einkommen zwischen 10 000 und 25 000 Dollars. Allein im Staat New York, dessen Hauptstadt die gleichnamige Metropole ist, gibt es über eine Million werktätiger Frauen, also den achten Teil aller Verdienerinnen in den Vereinigten Staaten (einschließlich der Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen usw.). Von dieser Million Frauen sind nicht weniger als 4000 ausübende Künstlerinnen, 1100 Schriftstellerinnen, 950 Redakteurinnen und Reporterinnen, 950 Ärztinnen, 70 sind Geistliche, über 100 sind Rechtsanwälte, 1750 Fabrikarbeiterinnen, 1100 Direktorinnen von Fabriken und größeren Geschäften, 450 sind Bankiers und Börsenmakler, an 1000 Grundstücks- und Häuseragentinnen, 350 sind Chemikerinnen, 3000 Zeichnerinnen, 350 Dentistinnen, 350 Graveurinnen, 50 Polizistinnen, 30 Architektinnen und eine wechselnde Anzahl sind Scheriffs und Detektivs. Auch sieben „Erfinderinnen" weist der erwähnte Zensus auf, sowie weibliche Spezialisten auf mitunter recht merkwürdigen Gebieten. So hat sich eine Miß Catherine Blackford als „Physiognomikerin und Psycho-Analystin" etabliert; sie sagt Männern und Frauen gegen ein Honorar von 25 Dollars, zu welchem Beruf sie sich am besten eignen, und sie hat riesigen Zulauf. Eine andere Dame hat eine sehr gut besuchte Schule gegründet, in der „Sekretärinnen für alles" herangebildet werden; das sind Damen, die zahlungsfähigen Persönlichkeiten aller Berufe die gesellschaftlichen und geschäftlichen Sorgen abnehmen. Sie arrangieren Besuche, Einladungen und sonstige Verabredungen, sie schließen Geschäfte ab, machen Einkäufe, beaufsichtigen die Wohnungen, wenn die „Herrschaften" abwesend sind, fassen Berichte über alles mögliche ab, was besagte Herrschaften interessiert usw. Reiche Leute halten neben der Sekretärin mehrere ihr unterstellte Untersekretärinnen. Die Urheberin dieser Idee hat ein stattliches Bankkonto aufzuweisen; sie gehört zu den Frauen, die „in Millionen denken" und deren Schecks „goldberänderte Papiere" sind.

## Die sibirischen Eisfelder.

Für die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens ist es von höchster Wichtigkeit, über die Bodenverhältnisse in den Gebieten ewigen Schnees und Eises Aufschluß zu erhalten. Die Forschung hat hier schon seit längerer Zeit, fast seit Jahrhunderten, gearbeitet; aber erst in neuerer Zeit ist man diesem äußerst verwickelten Problem, das allerdings eine ganze Reihe von Teilfragen in sich schließt, mit mehr Erfolg zu Leibe gegangen. Fünf Millionen Quadratkilometer gefrorener Bodenschicht birgt das asiatische Rußland. Mehrere hundert Punkte hat man bisher mit neuzeitlicher Methoden näher untersucht, worüber vor kurzem eine Autorität ersten Ranges, Professor Dr. W. B. Schostakowitsch aus Irkutsk, in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen bedeutsamen Vortrag gehalten hat. Man muß in Sibirien eine Grenze der Bodengefrierung im Norden unterscheiden, die aber noch wenig untersucht ist. Eingehender hat man die südliche Grenze der ewigen Gefriernis feststellen können, die auf der geographischen Breite von Frankfurt am Main und Krakau liegt, übrigens ein mehr umschriebenes, in sich geschlossenes Gebiet, das sich vor allem in Irkutsk, Transbaikalien und der Amur-Provinz ausdehnt.

Die Dicke der ewigen Schneeschichten und der gefrorenen Bodenschicht ist von Ort zu Ort überaus verschieden. Sie kann sich aber auch auf demselben Breitengrad innerhalb ganz verschiedener Stärke bewegen. So z. B. in Transbaikalien unter 52 Meter, in einer Gegend zwischen 30 und 56 Metern, an anderer wieder zwischen 43 und 67 Metern, ja selbst Maximaldicken von 70 Metern und darüber sind festgestellt worden. Geologische Struktur, topographische Verhältnisse, Verlauf der Flüsse, Wasserstand, Temperatur, Winde spielen eine große Rolle. Für die Dicke der gefrorenen Schicht kommen ferner in Betracht das Wärmeleitungsvermögen des betreffenden Bodens, seine Feuchtigkeit, seine einstige Flora, so z. B., ob es sich um Torfschichten, ehemaligen Morast usw., handelt. Die einzelnen Flußgebiete zeigen überaus verschiedene Verhältnisse. Auch die Frage der gegenwärtigen und der ehemaligen fossilen Vereisung ist überaus bedeutsam. Für die praktischen Folgerungen, die aus den noch keineswegs abgeschlossenen wissenschaftlichen Untersuchungsergebnissen zu ziehen sind, kommt vor allem in Betracht, daß man bei der Anlegung von Siedlungen und Bahnbauten überaus tiefe Brunnen bohren muß, um Wasser zu erreichen, und daß dann dieses Wasser unter eigenem Druck an die Erdoberfläche geworfen wird, da die Aufstellung von Pumpen die Gefahr mit sich bringt, daß, bis das Wasser an die Oberfläche gelangt, ein Gefrieren eintreten könnte. Überzeugend ist der Nachweis gelungen, daß das Frieren des Bodens von seinem Wassergehalt und seiner Wasserverbreitung abhängt. Wo kein Grundwasser vorhanden ist, kann ein Gefrieren nicht eintreten, wenn es sich nicht um Überreste eiszeitlicher Gletschermassen (Inlandseis) handelt. Die Frage, inwieweit diluviale Eiszeitverhältnisse in Sibirien mit den bei uns vorkommenden verglichen werden können, ist überaus wichtig, doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß es bei uns keinen gefrorenen Boden gegeben haben dürfte, da wir uns im Abschmelzgebiet des Eises befinden.



## Bunte Chronik



* **Amerikanischer Reklameetat.** Der Kostenaufwand für Reklame in den Zeitungen wird in den Vereinigten Staaten auf 2,5 bis 5 Milliarden R.-M., für Deutschland auf 0,8 Milliarden R.-M. pro Jahr geschätzt.

* **Ein seltenes Wild in Litauen.** Im Kreise Seiny hat ein Bauer auf der Jagd eine Gemse erlegt. Da Gemsen in Litauen niemals vorgekommen sind, ist man in Jägerkreisen lebhaft für die Herkunft des seltenen Wildes interessiert. Bisher hat man nichts Näheres feststellen können.

* **Der Fleischverbrauch der Nationen.** Das Internationale Statistische Amt gibt eine Aufstellung über den Fleischverbrauch in den verschiedenen Ländern heraus. Danach entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland im Jahre 1924 40,7 Klg. Fleisch (gegen 52,7 im Jahre 1907); bei England werden für 1922 33,8 Klg. angegeben, bei Frankreich 1904 36,3 Klg. An erster Stelle der Tabelle steht im übrigen Argentinien mit 172,2 Klg., an letzter Italien mit 11 Klg.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.